

los funktionieren und nicht primär sich selbst betreiben.“ Ein „Positivismus des kirchlichen Selbstbetriebs“ muss verhindert werden; es ist für ihn heute „alles Interesse so sehr auf den Selbstvollzug der Kirche gerichtet, dass sie weiterhin nur noch mit sich selbst beschäftigt ist“ (20f). Damit allein wäre freilich zu den drängenden Fragen von Mitbestimmung und Glaubensverantwortung des Einzelnen noch wenig beigetragen. Ratzinger entfaltet aber vom Kirchenbegriff aus demokratische Leitlinien und mahnt diese „als kirchliches Erbe und als Auftrag an die Kirche zugleich“ ein (23). Auch wenn die konkreten Folgerungen, die er daraus zieht, nicht alle Menschen überzeugen dürften, sollte nicht übersehen werden, dass die hier angewandte Methode unerlässlich ist: Eine rein soziologische Erkundung kann bei diesem Thema wirklich nicht ausreichen; gerade in Zeiten einer Enttheologisierung auch innerhalb der Theologie selbst müssen die Grundparameter aus dem Offenbarungsgeschehen kommen und stets die konkrete Glaubenspraxis im Auge haben. So gesehen untermauern diese Ausführungen erneut das Urteil des bekannten evangelischen Theologen Wolfhart Pannenberg (ThLZ 124 [1999] 22): dass nämlich „Ratzinger nach wie vor einer der bedeutendsten katholischen Theologen der Gegenwart ist, unabhängig davon, wie man zu diesem oder jenem Aspekt seines Wirkens in Rom stehen mag“.

Kremsmünster/Rom Bernhard A. Eckerstorfer OSB

BIBELWISSENSCHAFT

■ SCHOLTISSEK KLAUS, *In ihm sein und bleiben*. Die Sprache der Immanenz in den johanneischen Schriften. (HBS 21) Herder, Freiburg 2000. (XI, 436) Geb. € 50,00

Zu den auffallendsten Charakteristika in Sprache und Theologie des Johannesevangeliums und des 1. Johannesbriefs gehören die „Immanenzaussagen“, die als *Sein in*, *Bleiben in* und abgekürzt auch als bloße Wendungen mit der Präposition *in* formuliert sein können. Das dicht gewobene und vielgestaltige Netz solcher Aussagen spricht etwa davon, dass begrifflich oder metaphorisch ausgedrückte „Heilszustände“ wie Leben, Licht, Wahrheit (u.a.; gegebenenfalls auch Unheilszustände) in Menschen sein können und/oder umgekehrt Menschen in diesen (oder eben jeweils nicht). Vorgängig dazu werden diese „Zustände“ als *im* Vater, *im* Logos und/oder *im* gesandten Sohn Jesus Christus seiend bezeichnet und hinsichtlich der Menschen damit jedenfalls als Heils*gaben* verstanden. Darüber hinaus und damit verbunden finden sich

viele Aussagen *personaler Immanenz*, die in bestimmten Fällen noch reziprok (wechselseitig) sind und Gipfelformulierungen der Theologie darstellen: Der Vater ist *im* Sohn; der Sohn *im* Vater. Der Sohn und Gesandte ist/bleibt in den Seinen und diese in ihm.

In seiner beeindruckenden Habilitationsschrift – anstrengend durchzustudieren, aber die Mühe lohnt wirklich! – unternimmt es Sch., das Webmuster dieses Netzes, das manche Johannes-Leser aufgrund seiner Dichte und Vielschichtigkeit auch schon verwirrt und irritiert hat, aufzuhellen und durchsichtig zu machen: Nach der Hinführung zum Thema (Kapitel A) kommt eine kurze Beschreibung des Forschungsstandes, in der neuere Deutungen und Umgangsweisen mit der Immanenzrede typisiert nachgezeichnet sind (B). Dann folgt, als breitgespanntes Szenario (C, 23–130), eine Darstellung der vielfachen Immanenzsprache in der antiken kulturellen Umwelt (Philosophie; Mysterienreligionen; Gnosis), im Alten Testament und in der frühjüdischen Mittelwelt (Weisheit, Testamentsliteratur, Philo) des JohEv. Dabei zielt dieser religionsgeschichtliche Arbeitsgang nicht auf eine einlinige „Ableitung“ der Immanenzrede aus dieser oder jener externen Vorgabe ab, sondern will sie im Blick auf ihren religionsgeschichtlichen Ort und ihre innerbiblische Einbettung hinsichtlich ihrer eigenen spezifischen Intentionen und Potentiale profilieren. Bevor Sch. sich dann den joh Texten mit Immanenzaussagen näherhin exegetisch zuwendet, legt er seine Grundsicht auf die joh Literatur und sich daraus ergebende methodische Optionen offen (D, 131–139): In Abkehr von literarkritischen Zugängen, die Aporien und Kohärenzmängel im Text suchen, finden und dann zum Anlass für entwicklungsgeschichtliche Schichtenmodelle machen, denen zufolge die Textentstehung ein mehrstufiger Prozess sei, wobei spätere Schichten die je früheren u.a. auch korrigieren, will er sein (vornehmlich) synchrones und (ansatzweise auch) diachrones Arbeiten am Text eher integrativ auffassen: Das joh Schrifttum sei vor allem „*réécriture*“, d.i. variierende Wiederaufnahme und vielfache *Um-schreibung* durch den gleichen Autor, einerseits bezogen auf die extratextuelle, immer gleiche „Grundkonstellation“ (nämlich: das Kommen bzw. die unerkannte Anwesenheit des endgültigen Heilbringers und seine herausfordernde Begegnung mit Menschen), die in immer neuen Szenen durchgespielt wird; andererseits bezogen auf den linear fortschreitenden Schreibprozess als Vorgang, in dem Themen und Sprachgestalten der bereits geschriebenen Passagen in den je folgenden immer wieder neu aufgenommen und variiert werden. Das joh Schrifttum sei aber, in diachroner Per-

spektive, auch als „relecture“ zu betrachten, als Fortschreibungsprozess, in dem es in zeitlicher Folge bis hin zum (dann aber maßgeblichen) Endtext durchaus Erweiterungen des bisherigen Textstadiums geben kann. Diese Fortschreibung sei aber jedenfalls eine *organische*, die „das vorfindliche Frühere nicht zurückweist, sondern positiv aufgreift und – oftmals sensibilisiert durch eine neue herausfordernde Gemeindesituation – entfaltet, vertieft oder neuakzentuiert“ (132).

Mit diesem, die Textbeobachtungen prozesshaft zuordnenden, heuristisch-methodischem Instrumentar bearbeitet Sch. dann im Hauptteil des Buches die wichtigen Immanenzpassagen des JohEv und des 1 Joh (E, 141–362). Nachdem der Textbefund der joh Immanenzsprache umfassend und geduldig katalogisiert wurde, wird der Prolog als Metatext der joh Immanenz-Theologie ausgelegt. (Die Anwendung des *réécriture*-Modells halte ich dabei für überzeugend: VV, 1–5,6–13,14–18 seien nicht drei linear-heilsgeschichtlich voranschreitende Phasen, wobei V. 4–5 vom *vor-inkarnatorischen Logos* spräche. Vielmehr: schon VV 1–5 sagen als Prolog im Prolog das Ganze der joh Heilsgeschichte gedrängt an, was dann umschreibend und einzelne Aspekte davon fokussierend in den beiden weiteren Prologabschnitten ausgeführt wird! Dann ist aber auch gegeben, dass mit V. 4 keine allgemein-kosmologische Aussage über eine Logos-Immanenz im Menschen an sich gemacht wird, sondern auch hier christologisch und soteriologisch gedacht wird. Die schöpfungstheologischen Aussagen von V. 3 verwenden bezeichnenderweise die eigentliche Immanenzsprache gerade nicht.) – Es folgt ein Blick auf den eucharistischen Teil der *Brotrede* (Joh 6,52ff), der als Fort- und Umschreibung innerhalb des ganzen Kapitels gewertet wird (wobei das Verhältnis von synchroner Um- und diachroner Fortschreibung nicht näher präzisiert wird). V. 51fin wird inkarnationsbezogen und als Scharnier zu den folgenden eucharistischen Aussagen gewertet, die in V. 56 mit reziproker Immanenzaussage Christus/Christen gipfeln. Für seine theologisch eingängige Deutung braucht Sch. keine hypothetischen Einordnungen in gemeindengeschichtliche Zusammenhänge (etwa: Doketismus-Krise). – Joh 13,31–14,31 ist die erste, „abgerundete, in sich geschlossene Abschiedsrede ... an die sich ursprünglich 18,1 anschloss“ (217). In ihr erreicht joh Immanenzsprache einen ersten Höhepunkt: Das zukunftschatologisch gedachte Wohnen der Glaubenden mit dem Sohn beim Vater (14,2–3) ist durch die reziproke Personenimmanenz von Vater und Sohn (14,10–11) umfassen, aus der heraus der Sohn jetzt den Weg zum Vater offen-

bart und gleichzeitig dieser Weg ist. In der nachösterlichen Gegenwart wird es durch die Präsenz und (nichtreziproke) Immanenz des Parakleten bei/in den Glaubenden vorweg erfahrbar (14,16–17). Schon in dieser Zeit (14,20 geht nicht auf die Parusie, sondern auf die österliche Erkenntnis!) dehnt sich die als Liebe bestimmbare Vater-Sohn-Immanenz aus auf die zum Sohn Gehörigen: Ihr in mir und ich in euch! Auf dieser Grundlage kann abschließend schon für die Gegenwart von einem Wohnen des Vaters und des Sohnes („wir“) bei den Glaubenden gesprochen werden: 14,23 bildet mit 14,2–3 eine gegenläufige Inclusio, dadurch ist insgesamt eine facettenreiche Vermittlung von zukunfts- und gegenwartsschatologischen Zusagen erreicht, worin „die nachösterliche Zeit nicht als defizitäre Zwischenzeit, sondern als durch die Präsenz des Parakleten bzw. des Sohnes und des Vaters qualifizierte Zeit“ (270) herausgestellt ist. Haus- und familienmetaphorische Aussagen und Immanenzsprache verbinden sich: Erstere machen letztere anschaulich; letztere aber sprengen die Bilder dort, wo solche zu kurz werden. – Die *Bildrede vom Weinstock und den Reben* (15,1–17) nutzt im Wissen um die „kommunikative Kraft der Bilder“ (H.-J. Klauck) „das metaphorische Potential der Weinbau-Metaphorik zur ... Erhellung der joh Immanenz-Vorstellung“ (281) und steht dabei in einer breiten biblischen Motivgeschichte. In eingängiger Deutung zeichnet Sch. nach, wie in dieser Fortschreibung der schon zuvor vollzogene „Überstieg von der weiterhin vorausgesetzten Vater-Sohn-Immanenz zur Sohn-Christen-Immanenz ... vertieft ausgeleuchtet wird“ (309): *Bleiben in der Immanenzgemeinschaft mit Christus als Praxis der Liebe*, was sich – das Bildfeld verlassend – als *Freundschaft* mit dem Sohn ausdrücken lässt. – Den Passagen, die die Immanenzsprache mit Einheits-Aussagen (im strengen Sinn; 10,30: Ich und der Vater sind eins) verbinden, gilt ein letzter Arbeitsgang im JohEv: *Hirtenrede* (Joh 10) und *Abschiedsgebet* (Joh 17). Hier kommt u.a. heraus, dass „die Sprache der Immanenz ein größeres hermeneutisches und semantisches Potential als die Einheits-Aussagen“ hat (338). Denn in ihr, anders als in den Einheits-Aussagen, „können reziproke Immanenz-Aussagen – ohne sich zu widersprechen – eine Symmetrie und eine Asymmetrie zugleich aussagen“ (ebd.). Dadurch wird sichergestellt, dass die Personen (Vater, Sohn; Christen) nicht verschmelzen und gerade in Wahrnehmung ihrer je eigenen Immanenz-Relation je sie selber bleiben bzw. (im Fall der Christen) werden. – Zum Schluss werden die immanenzsprachlichen Besonderheiten des 1. JohBriefes, als relecture des Evs, herausgearbeitet: Auffällig ist dabei, dass

hier direkt von einer *reziproken Immanenz der Glaubenden und Gott* selbst die Rede ist, was das Ev so nicht sagte, vielmehr von einer an die Vater-Sohn-Immanenz rückgebundenen Sohn-Christen-Immanenz sprach. Diese Gott-Christen-Immanenz bleibt aber asymmetrisch: Sie macht Menschen nicht zu Gott, sondern zu Kindern Gottes – eine Identität die ekklesial und ethisch durchzuhalten ist (Dominanz von Aussagen mit *bleiben*; Liebesgebot).

Das Abschlusskapitel (F, 363–380) überblickt joh Immanenzsprache und -theologie noch einmal und griffig hinsichtlich der „Koordinaten und Mittel“ und des „inhaltlichen Programms“, bevor kurz aber nachdrücklich angedacht wird, welche *Glaubenserfahrungen* hinter dieser Immanenzrede stehen und sich in ihr ausdrücken.

Das Durcharbeiten dieser großen Forschungsleistung vermittelt jedenfalls das strukturierte Verständnis eines zentralen Nervenbündels joh Theologie. Links und rechts des Weges gibt es darüber hinaus kleine und große Erkenntnisse zu manchen Einzeltexten (sehr anregend: die Ausführungen zum „nahtlosen Untergewand Jesu“ und zur Kajaphas-Prophetie, 318–321) und Strukturmerkmalen joh Denkens (etwa: joh gedachte Identität von Gabe und Geber als Wurzel der christologischen Ich-bin-Worte, *passim*) zu gewinnen. Kritische An- und Rückfragen sind als Startpunkte eines vertiefenden Gesprächs zu verstehen. Ich nenne hier nur zwei Bereiche: (1) Der an den Begriffen *réécriture* und *relecture* festgemachte methodologische Zugang zum JohEv erscheint mir durchaus fruchtbar und weiterführend. Zustimmungswert ist dabei hinsichtlich der diachronen *relecture* sicherlich der Ansatz, dass solche Fortschreibung sich in aller Regel nicht als Widerspruch zum Vorhandenen verstehen wird, sondern als weitertreibende Neuausrichtung. (Allerdings konnte auch in herkömmlicher traditions- und redaktionsgeschichtlicher Arbeit dies durchaus so gesehen werden!) Und bezüglich der Betrachtung der innertextlichen Zusammenhänge und Verschiebungen in Thematik und Sprache unter der Rubrik *réécriture* hat Sch. sicher vorgeführt, wie sehr dies erhellend und ohne harmonisierende Vernebelung geschehen kann. Zu vertiefen und präzisieren sind m.E. aber doch Zusammenhang und Unterschied der synchronen und diachronen Achse dieses Lektüremodells. (Sch.s Einschätzung der Weinstockrede als Teil einer späteren Zufügung – er verwendet diesen abwertend deutbaren Ausdruck bezeichnenderweise nicht – wirkt dann doch irgendwie als defensives Zugeständnis. Wenn man aber Diachronie als Kategorie überhaupt einmal zugelassen hat, dann stellen sich nähere Fragen nach textlichem Ausmaß und kon-

kreter schriftstellerischer Durchführung der lecture-Prozesse unausweichlich. Man muss sie nicht immer beantworten bzw. kann sie für nur sehr begrenzt beantwortbar halten. Aber dennoch (beg)leiten uns – eingeständenermaßen oder nicht – in unserer Johannes-Lektüre doch auch Vorstellungsbilder vom konkreten Entstehungsvorgang dieser Literatur. Ein wenig mehr bzw. Konkretes von den Bildern, die Sch.s anregende Lektüre begleiten, hätte mich doch interessiert!) Damit verbunden ist die weitere Anfrage: (2) Konkrete gemeindegescichtliche Situierungen (als komplexe Gesamtmodelle à la R.E. Brown oder zugespitzte Einzelannahmen à la U. Schnelle) für die von ihm ausgelegten Texte unterlässt Sch., obwohl ihm bewusst ist, dass das prozesshafte Werden joh Literatur nicht „in der freien Luft schwebt, sondern durch die sozial- und gemeindegescichtlichen, inneren und äußeren Herausforderungen mitgeprägt ist“ (132). Nun kann man es als Ausfluss von hermeneutischer Klugheit (Sparsamkeit an Hypothesen!) werten, wenn Sch. konkretisierende Verbindungslinien zwischen Text/Inhalt und Geschichte/Situation zwar voraussetzt, aber eben nicht wirklich thematisiert. Als Leser hätte ich mir manchmal diesbezüglich doch etwas mehr gewünscht. Aber Sch. ist eben ein Autor, der sich mit den immer riskant bleibenden Hypothesen zur diachronen Textentstehung und zur textveranlassenden Gemeindegewirklichkeit nicht aufhält, sondern auf die eigentlich inhaltliche Auslegung – als theologische Auslegung! – konzentriert. Dass dies kein Manko sein muss, hat er für mein Empfinden eindrücklich bewiesen!

Linz

Christoph Niemand

■ VANONI GOTTFRIED / HEININGER BERNHARD, *Das Reich Gottes*. Perspektiven des Alten und Neuen Testaments. (Neue Echter Bibel – Themen, 4). Echter, Würzburg 2002. (136) € 14,40 (D)/sFr 25,50. ISBN 3-429-02170-7.

Die im Rahmen der Neuen Echter Bibel erscheinende Reihe „Themen“ geht zentralen Bibeltheologischen Themenfeldern bewusst gesamtbiblisch nach, indem sie je aus der Perspektive des Alten wie des Neuen Testaments beleuchtet werden. Am Schluss jedes Bandes kommt ein Dialogteil, in dem die Autoren in Wahrnehmung der eigenen und der je anderen Perspektive darüber diskutieren (sollen), „wie sich die zentralen Aussagen des Alten Testaments im Licht des Neuen darstellen und umgekehrt“ (Umschlagtext). Mittlerweile sind seit 1999 sechs Reihenbeiträge erschienen. Der hier vorzustellende zum „Reich Gottes“ ist insofern von vornherein spannend, weil Reich Gottes weithin als Zentralthema Jesu (weniger der nachösterlichen Christen!) gilt,